

# Zwischen Expansion und Exodus Oder: Wie viel Universität verträgt eine Altstadt?



*Expansion und Standortfragen kennzeichnen die Entwicklung der Universität Heidelberg seit ihrer Reorganisation 1803. Im 19./20. Jahrhundert bildeten sich die Zentren Altstadt, Klinikum Bergheim und das Neuenheimer Feld heraus. Die Situation in der Altstadt spitzte sich in der Nachkriegszeit zu. Die Beibehaltung des Standorts läutete einen städtebaulichen Umbruch ein, der erhebliche Eingriffe in das Gefüge der Altstadt vorsah. Von den ersten Umsetzungen alarmiert, kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen Universität, Kommune und Bürgerschaft. Die staatliche Denkmalpflege trat zunächst eher begleitend denn schützend auf. Die Tagung „Stadt und Hochschulen“ von Forum Stadt e.V. bot Anlass zur kritischen Rückschau.*

Melanie Mertens

## Expansion und Raumnot

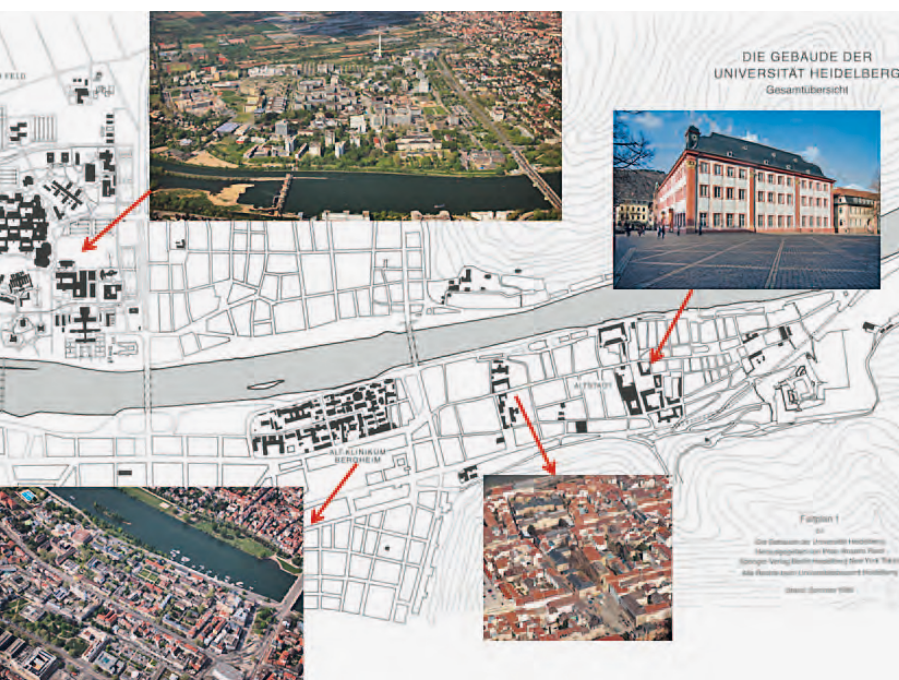
Die Ruperto Carola erlebte seit ihrer Reorganisation durch das Großherzogtum Baden 1803 – nun neben Freiburg eine der zwei Landesuniversitäten – ein kontinuierliches Wachstum. Waren 1803 lediglich 50 Studenten immatrikuliert, stiegen die Zahlen rasch, so 1818 auf 600, 1880 auf 1000 und 1930 auf mehr als 3500 Studenten. Der Baubestand, der sich 1803 auf drei Gebäude beschränkt hatte, nämlich die Domus Wilhelmiana am Universitätsplatz, die Anatomie in der Plöck und das Kameralgebäude in der östlichen Hauptstraße, wurde erheblich ausgeweitet (Abb. 1).

1 Die Standorte der Universität: Altstadt, Klinikum Bergheim und das Neuenheimer Feld.

Ein neues naturwissenschaftliches Zentrum entwickelte sich ab 1804 in der Vorstadt mit der Übernahme des Dominikanerklosters, das Mitte des 19. Jahrhunderts durch Neubauten ersetzt und durch weitere Bauten am Friedrich-Ebert-Platz und entlang der neu geschaffenen Akademiestraße ergänzt wurde. Mit dem Auszug der Mediziner, die notdürftig im Marstall und im Seminarium Carolinum untergebracht waren, entstand ab 1866 ein innovatives Klinikum vor den Toren der Stadt in Bergheim. Seit 1911/1912 wurde das Neuenheimer Feld auf der nördlichen Neckarseite als Erweiterungsgelände der Naturwissenschaften überplant. Der Erste Weltkrieg und der verspätete Bau der dritten Neckarbrücke 1927/1928 verzögerten die Entwicklung, sodass bis 1945 hier nur der Botanische Garten, die Chirurgie und als außeruniversitäre Einrichtung das Kaiser-Wilhelm-Institut (später Max-Planck-Institut) ansässig waren.

In der Altstadt hatte die Universität sukzessive einen großen Gebäudebestand im Umkreis der Domus Wilhelmiana in ihren Besitz gebracht (Abb. 2): 1829 das ehemalige Jesuitengymnasium in der Schulgasse, zwischen 1868 und 1912 etliche Privathäuser in der Augustinergasse und in der Schulgasse sowie 1901 das „Musäum“ am Universitätsplatz, Vorgängerbau der 1930 bis 1934 errichteten Neuen Universität. Mit dem großen Neubau der Universitätsbibliothek 1899 bis 1905 am Ende der Plöck wurde der Standort Altstadt manifestiert. Im Marstallhof erwarb die Universität 1926 den Weinbrenner-Bau; das Zeughaus, seit 1919 als Mensa und Turnhalle ausgebaut, blieb in universitärer Nutzung.

Trotz des umfangreichen Flächen- und Gebäude-





bestands herrschte nach der Wiederbegründung der Universität 1945 drangvolle Enge, die auch die umgehende Zuweisung des Seminarium Carolinum kaum lindern konnte. Die Immatrikulationen waren 1952 bereits über die Vorkriegszahlen hinaus auf gut 4500 angestiegen.

Eine bebilderte Denkschrift des Lehrkörpers von 1954 schockierte die Verantwortlichen und die Bevölkerung, auch über die Region hinaus (Abb. 3). Heidelberg stände mit seinen veralteten und äußerst beengten Instituten mittlerweile sogar hinter den kriegszerstörten Hochschulen zurück. Tatsächlich hatte Freiburg für den Wiederaufbau 28,7 Millionen DM eingestrichen, das wie Heidelberg unzerstörte Tübingen 14,5 Millionen, während sich die Zuwendungen an Heidelberg auf 9,5 Millionen DM beschränkten. Fotografien illustrierten die stark beengten und sowohl wissenschaftlich als auch hygienisch nicht haltbaren Zustände. Die Zeitungen titelten „Nur noch eine Kulisse“, „Not-schrei aus Deutschlands ältester und berühmtester Universität“ und „statt Laboratorien mittelalterliche Hexenküchen.“ Die Heidelberger Universität sei auf dem Weg, ein verwahtes Museum zu werden.

### Bauflächen statt Exodus

Im Zuge der Aufstellung des neuen Flächennutzungsplans der Stadt 1956 wurde die bauliche Entwicklung der Universität und ihrer Standorte wichtiges Thema. Einig war man sich über die mittelfristige Aufgabe des Standorts Bergheim und die Expansion im Neuenheimer Feld für die Medizin und die Naturwissenschaften. Unterschiedliche Ansichten gab es zum Standort der Geisteswissenschaften in der Altstadt: Die „große Lösung“



der gänzlichen Aufgabe der Altstadt als Universitätsstandort und die Bildung einer Gesamtuniversität auf dem Neuenheimer Campus wurde hart diskutiert, fand aber trotz gewichtiger Fürsprecher keine Mehrheit, zumal die Realisierung bei laufendem Betrieb kaum möglich schien. Als Argument wurde die fast sechs Jahrhunderte währende Tradition des Standorts der ältesten Universität Deutschlands beschworen – von einigen, darunter der Direktor der Universität, allerdings als emotional und romantisch abgetan. Handfester war der Verweis auf den wertvollen Gebäudebestand in der Altstadt, auf den nicht verzichtet werden könne. Auch die Funktion der Altstadt war Thema:

2 *Universitätsbauten zwischen Marstallhof, Großer Mantelgasse, Universitätsplatz, Ketten-gasse, Faulem Pelz, Plöck und Theaterstraße/Schiff-gasse, 1956 als Sondergebiet für die bauliche Entwicklung der Universität ausgewiesen.*



3 *Ein Foto des „Physikalisch-chemischen Instituts. Laboratorium im mittelalterlichen Keller-gewölbe“ als Illustration in der Denkschrift der Universität 1954.*



4 Modell für den Neubau eines Kollegengebäudes im Marstallhof anstelle der Weinbrenner-Kaserne und der Reithalle (Kasimirbau). Universitätsbauamt 1958.

„Die Altstadt sei kein Museumsstück. Ohne Universität aber sei die Altstadt leer.“ Eine Neuordnung der vorhandenen und neuer Gebäude wurde „für geraume Zeit“ als ausreichend erachtet.

Als der Große Senat der Universität am 15. Dezember 1956 den Verbleib der Geisteswissenschaften in der Altstadt beschloss, stellte er gleichwohl Bedingungen, nämlich, dass „in der Altstadt großräumige Bauflächen zur Verfügung“ gestellt würden und der Verkehr mit Blick auf ein ungestörtes Arbeiten neu organisiert würde. Sollte die Erfüllung nicht gewährleistet sein, sei der Beschluss neu zu überdenken. Vorsichtshalber behielt man Flächen für eine mögliche Zusammenlegung im Neuenheimer Feld vor.

Der Universität wurde daraufhin im Gesamtbebauungsplan ein 7,5 ha großes Sondergebiet zwischen Theaterstraße/Schiffgasse im Osten, Friedrich-Ebert-Anlage im Süden und Kettengasse beziehungsweise Große Mantelgasse im Osten als Entwicklungsfläche zugestanden.

### Marstallhof

Einen Vorgeschmack darauf, was die Raumbeschaffung für die Universität in der Altstadt konkret bedeutete, gab die 1954 einsetzende Planung, im Bereich des Südflügels des Marstallhofes ein neues Kollegengebäude für die philosophische Fakultät zu errichten (Abb. 4). Zunächst war nur die Aufstockung der so genannten Reithalle vorgesehen, ein Rest des Kasimirbaus von 1590, der die westliche Hälfte des Südflügels einnahm. 1957 wurde hingegen ihr Abbruch und derjenige der

östlich anschließenden, 1806 bis 1808 von Friedrich Weinbrenner erbauten Kaserne erwogen. Das neu gegründete Universitätsbauamt sah an ihrer Stelle einen sechsgeschossigen Stahlbetonskelettbau mit Flachdach vor, der erregte Proteste in der Bevölkerung auslöste. Die eigentlich zur Schlichtung 1958 eingesetzten Gutachter, Otto Bartning, Hans Detlev Rösiger und Otto Ernst Schweizer, stimmten allerdings dem Planungskonzept des Universitätsbauamts vollumfänglich zu und brachten lediglich eigene Varianten ein. Das mag wenig verwundern, galt doch zumindest Schweizer, ehemaliger Schüler des Leiters der Staatlichen Hochbauverwaltung, Horst Linde, als ausgesprochener Neuerer.

Unter dem Zeitdruck verfallender Haushaltsmittel verzichtete die Universität auf ein Geschoss, passete die Farbigkeit den historischen Flügeln an, behielt aber das Flachdach bei. 1963 wurde die Reithalle abgebrochen, 1967 der Weinbrenner-Bau. Als der erste Bauabschnitt 1966 fertiggestellt war, brandete die Empörung der Heidelberger Bürger über das „ordinäre Flachdach“ nochmals hoch. Proteste führten zwar zu Planvarianten, letztlich aber setzte sich die schon begonnene Lösung durch. Der im Volksmund als „Hubschrauberlandeplatz“ verunglimpfte Bau blieb noch lange ein Stachel im Fleisch der Heidelberger Altstadtbürger.

### Der Gutbrod-Plan

Parallel zu den Diskussionen um den Marstallhof bekräftigte das Universitätsbauamt die 1956 formulierten Beschlüsse und Bedingungen 1961 mit

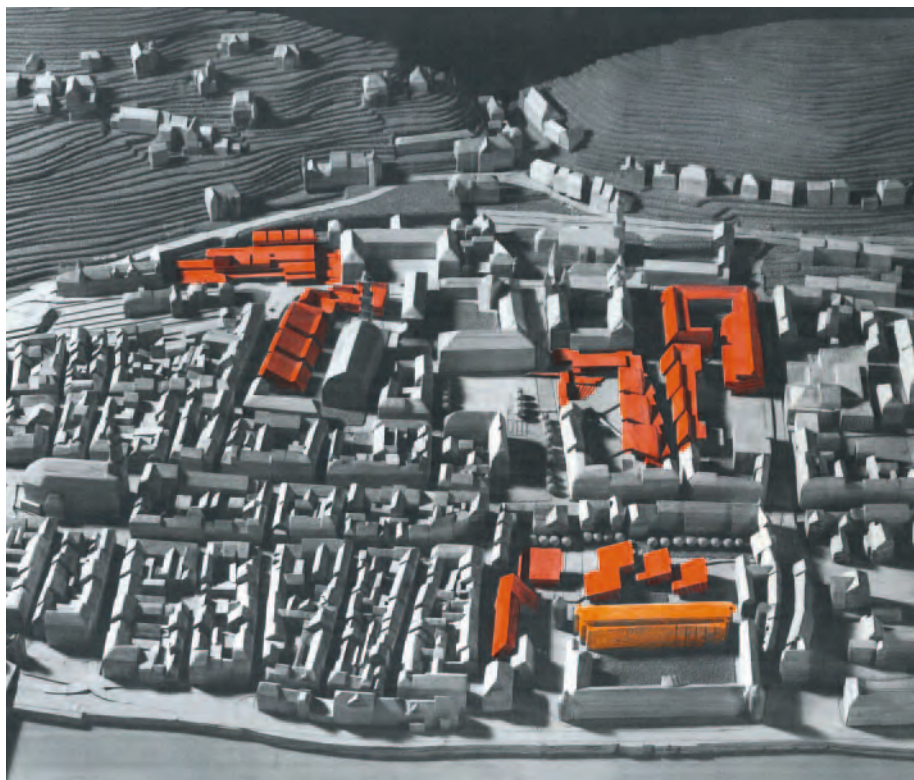


einer weiteren Denkschrift, die den Raumbedarf – in Zahlen fasste: Derzeit verfügten die Geisteswissenschaften über 31 500 qm, der Bedarf sei mit 47 200 qm anzusetzen und mit 61 500 qm bis 1990 zu prognostizieren. Die Parkflächen seien statt derzeit 0,15 ha mit einem aktuellen Bedarf von 2,2 ha und 1990 von 3,4 ha zu veranschlagen. Außerdem brachte sie ein schon länger avisiertes Ziel zu Papier, nämlich die in der Altstadt verbleibenden Teile der Universität wieder um ihren ursprünglichen Kern am Universitätsplatz zu konzentrieren und eine zusammenhängende Universitätszone, einen Altstadt-Campus, zu schaffen. Unter diesen Vorgaben beauftragte das Finanzministerium als oberster Bauherr der Universität 1963 den bekannten Architekten und Stuttgarter Professor Rolf Gutbrod mit der Ausarbeitung eines städtebaulichen Leitbildes und eines Bebauungsplans für das 1956 ausgewiesene Universitäts-Sondergebiet in der Altstadt, insbesondere für das Areal zwischen Grabengasse, Sandgasse, Hauptstraße und Universitätsbibliothek. Das Stadtplanungsamt unterstützte Gutbrod.

Im Frühjahr 1966 stellte Gutbrod den Bebauungsplanentwurf dem Bauausschuss und der Öffentlichkeit vor. Die vorgesehenen Abbrüche waren umfassend: Außer den bereits erfolgten Abbrüchen von Reithalle und Weinbrenner-Bau im südlichen Marstallhof sollten die barocke Hofbebauung im südlich angrenzenden Quartier, die Bebauung der Krahnengasse und der Marstallstraße sowie die Westseite der Großen Mantelgasse fallen. Zur Disposition standen südlich der Hauptstraße das Quartier zwischen Theaterstraße und Sandgasse mit zwei historischen Schulgebäuden, der Liselotte-Schule und der Friedrich-Ebert-Schule, das Quartier Sandgasse/Grabengasse sowie zwei Drittel des ehemaligen Jesuitenkollegs in der Ketten-gasse, das Landgericht in der Seminarstraße, das Amtsgefängnis am Faulen Pelz und Bauten in der Zwinglerstraße.

Die neuen Großbauten, die an die Stelle der historischen Gebäude treten sollten, wurden nur als System skizziert. Ein großes Modell veranschaulichte ihre Platzierung im Stadtraum und die angestrebten Grundformen der Neubauten (Abb. 5). Laut Gutbrod fügen sie sich „durch stärkere plastische Ausformung in die Altstadtstruktur ohne Bruch ein“.

Am Beispiel der Hörsaalgebäude im Quartier Sandgasse/Grabengasse zeigte Gutbrod konkretere Planungen (Abb. 6): Vier pavillonartig freigestellte Hörsaalgebäude, der Größe nach gestaffelt, sollten im Bereich der ehemaligen Sandgassenflucht entstehen, und die Randbebauung der Grabengasse einem Kolonnadenbau weichen, der sich zum Universitätsplatz öffnet. Der Platz ist in mehrere Areale geteilt und birgt – im Bereich der Ruine



des Augustinerklosters – eine Tiefgarage. Die aufgesteckten, polygonalen Hörsaalschiffchen entlang der Sandgasse erinnern an Gutbrods Planung für die Stuttgarter Universität von 1962 (Abb. 7), die nicht zur Ausführung gekommen war.

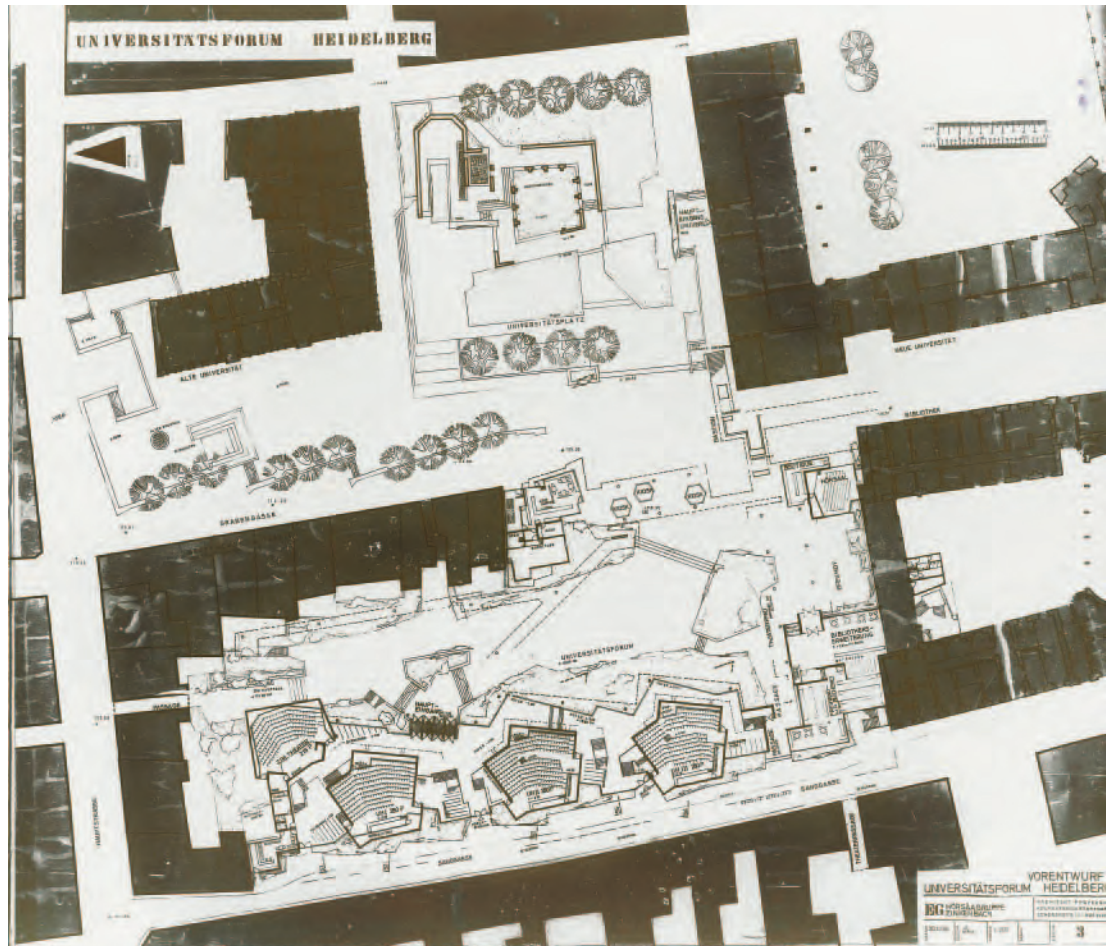
Der Bauausschuss gab sich schockiert und sparte nicht mit Kritik. Die Raumvorgaben würden nicht erfüllt und trotzdem seien die Eingriffe erheblich. Die „Brutalität und Pietätlosigkeit“ gegenüber der Altstadt böten einen „fürchterlichen Anblick“. Besonders stieß man sich an den Abbrüchen in der Grabengasse und der damit einhergehenden Öffnung des Universitätsplatzes zum aufgelösten Hofquartier. Aber auch die Form der Neubauten erntete Hohn: Die „monströsen“ Hörsäle nähmen sich wie „achteckige Pfannkuchen“ oder „Fladen“ im Stil Hans Scharouns aus. Gutbrod erwiderte, es sei ihm darum gegangen, eine funktionsfähige Altstadt im Sinne der heutigen Zeit zu gestalten und kein Museum zu erstellen. Die Lebensdauer der historischen Gebäude sei ohnehin beschränkt. „Wenn Sie ein Museum bauen wollen, nun gut, aber dann nicht mit mir“.

Das Fachkollegium Gutbrods in Stuttgart und Karlsruhe schlug sich auf die Seite des Architekten. Der bekannte Chefredakteur der Bauwelt, Ulrich Conrads, bezeichnete die Reaktion der Heidelberger als „hinterwäldlerisch“ und plante eine Publikation zur Ehrenrettung Gutbrods.

In Heidelberg trat der Gutbrod-Plan eine umfassende öffentliche Diskussion los. Zentrale Frage war erneut: Kann die Universität in der Altstadt bleiben, ohne diese zu zerstören? Wie viel wiegt Alt-Heidelberg mit seiner gepflegten Romantik ge-

5 Modell des Bebauungsplans von Rolf Gutbrod für das Universitäts-Sondergebiet, 1966. Rot markiert die vorgesehenen Neubauten in ihrer angestrebten Grundform, orange das bereits ausgeführte Kollegiengebäude. Aufnahme von der Neckarseite.

6 Rolf Gutbrod, Entwurf zum Universitätsforum zwischen Sandgasse und Universitätsplatz, 1966. Die verzogenen Pultdächer der Hörsaalpavillons erreichten die Firsthöhe der dreigeschossigen Hauptstraßenbebauung.



gen das Schreckgespenst des Funktionsverlustes der Altstadt?

### Ruhe nach dem Sturm

In der Folgezeit zeichnete sich ein Kompromiss ab: Die Raumbedürfnisse der Universität wurden von 70 000 qm auf 53 000 qm heruntergeschraubt und der folgenreiche Plan einer räumlichen Konzentration in einem zusammenhängenden Campus um den Universitätsplatz herum wurde aufgegeben. Die Hinnahme über die Altstadt verstreuter Institute und die Reduktion der Parkflächen senkte den Neubaubedarf erheblich.

Das Gremium, das über die nun folgenden Planungen beriet, war von der Trias Universität–Staatliches Hochbauamt–Stadtplanung auf einen vieltimmigen Kreis erweitert worden, der auch die Bürgerschaft (Altstadtbeirat), die Studenten und Fachgruppen umfasste. Besonders hervor tat sich das Kunsthistorische Institut mit Prof. Peter Anselm Riedl, das die Belange des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege durch eine differenzierte Bestandsaufnahme der Altstadtbebauung (1969–1972) unterstützte, ein erster Schritt der fälligen Ausweitung der Denkmalliste, die noch aus dem Jahr 1930 stammte und gerade mal 90 Positionen umfasste (heute zählt die Altstadt ca. 900 Baudenkmale). Auch das inhaltliche Spektrum weitete

sich: Auf der Suche nach einem übergreifenden Konzept wurden Verkehrsberuhigung und Altstadtsanierung verstärkt einbezogen.

Die Abbrüche des Jesuitenkollegs, des Amtsgefängnisses und des Landgerichts unterblieben, ebenso der Abriss der historischen Schulgebäude im Quartier Theaterstraße/Sandgasse. Auch vom Abräumen der Straßenzüge Große Mantelgasse und Marstallstraße wurde Abstand genommen. Doch nicht alle Vorhaben wurden eingefroren: Den Abriss der westlichen Krahnengasse für die Schaffung von Parkflächen realisierte die Universität 1966 bis 1969. Neben den Handwerkerhäuschen ging dabei auch ein anspruchsvolleres Barockgebäude aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter, das stilistische Parallelen zum Haus Cajeth in der Haspelgasse aufwies (Abb. 9). Die erstaunliche Geräuschlosigkeit, mit der sich das vollzog, hing wohl mit dem Fehlen eines konkreten Neubauplans zusammen, der die Altstadtbürger offenbar stets mehr provozierte als der Abbruch barocker Häuser.

### Triplex

Auch die Planung des – nach wie vor als notwendig erachteten – Hörsaalzentrums im Quartier Sandgasse/Grabengasse, nun als Seminargebäude mit Mensa konzipiert, wurde nach zweijährigem

7 Rolf Gutbrod, Entwurfsmodell zum Hörsaalbau der Universität Stuttgart, 1962.





Moratorium fortgeführt. Der Siegerentwurf „Triplex“ des beschränkt ausgeschriebenen Wettbewerbs von Lothar Götz 1970 (Abb. 8) zeigt deutlich die jüngst entwickelten Präferenzen: Die geschlossene Blockrandbebauung zum Universitätsplatz wird beibehalten, anstelle großer, plastisch frei entwickelter Solitäre passen sich die kleinteilig strukturierten Betonbauten in Dachneigung und Fassadenabwicklung der Vorgängerbebauung an. Die Altstadtstruktur schien gewahrt.

Abgebrochen wurde allerdings in gleichem Umfang wie es für Gutbrods Hörsaalzentrum angedacht war: Neun Wohnhäuser des 16. bis 19. Jahrhunderts entlang der Sand- und Grabengasse fielen (Abb. 10). Zwar hatten sich diesmal die Denkmalpflege und das Kunsthistorische Institut für die Erhaltung der Gebäude stark gemacht, dennoch wurde der Abbruch der Hauszeilen 1974 realisiert. Als Feigenblatt wurden besonders aufwendig gemeißelte Werkstücke im Hof des Neubaus integriert.

Noch vor seiner Fertigstellung 1978 feierte die Presse den Neubau als bedeutsamen Beitrag des Landes zur Altstadtsanierung, der anstelle der „scheußlichen Klötze“ des Gutbrod-Plans eine „Verschmelzung“ mit der Altstadt erreiche.

### Theologisches Seminar

Dass man die städtebauliche Lektion gelernt hatte, zeigte das Universitätsbauamt beim Neubau des Wissenschaftlich-Theologischen Seminars im Quartier Plankengasse/Kisselgasse. Schon die ersten



8 *Triplex, Siegermodell des Wettbewerbs Seminargebäude mit Mensa, 1970. Blick von der Hauptstraße nach Süden. Rechts die aufgeweitete Sandgasse mit dem angrenzenden Bau der Universitätsbibliothek.*

Entwürfe 1969 sahen eine Blockrandbebauung mit steil geneigten Walmdächern und eine Aufgliederung mit versetzten Fassadenabschnitten vor (Abb. 11). An der Erhaltung von Altbausubstanz zeigte das Universitätsbauamt jedoch nach wie vor kein Interesse, so war die vollständige Räumung des Quartiers vorgesehen, zu Lasten vor allem zweier qualitätvoller Wohnhäuser des 18. Jahrhunderts. Dass die Denkmalpflege überhaupt ihre Belange vorbringen konnte, bedurfte des Eingreifens des Regierungspräsidiums Nordbaden; das Universitätsbauamt und der Bauträger, die Neue Heimat Kommunal, hatten das Denkmalamt und den Altstadtbeirat übergangen. Ihre nunmehrige Beteiligung erwirkte den Einbezug des barocken

9 *Krahngasse, Blick nach Süden. Rechts das palaisartige Wohngebäude Nr. 6, um 1735, Aufnahme 1967.*

10 *Die Sandgassenbebauung kurz vor dem Abbruch 1974. Blick nach Norden, rechts das Barockhaus Nr. 5.*



Eckgebäudes zur Hauptstraße und die Wiederverwendung des Empire-Portals im Neubau. Dieser minimierte Erhalt schien nochmals gefährdet, als Statiker Schwierigkeiten anmeldeten. Nur durch den dringenden Verweis auf die Vorbildwirkung des Bauvorhabens zu Beginn der anstehenden Altstadtanierung und die gereizte Aufmerksamkeit der Bürgerschaft wurde der Totalabriss verhindert und – mit erheblichen Zuschüssen – die Fassaden des barocken Eckbaus erhalten.

### Sinneswandel

Triplex und Wissenschaftlich-Theologisches Seminar waren auf lange Zeit die letzten Neubauten der Universität in der Altstadt. Schon während der Auseinandersetzungen um die Marstall-Bebauung suchte die Universität auch Einzellösungen im Bestand, so wurde 1962 bis 1965 die Heuscheuer mit Hörsälen ausgestattet. Seit der Aufgabe der Idee eines um den Universitätsplatz konzentrierten Altstadt-Campus und der damit verbundenen Abbrüche nach dem Gutbrod-Eklat 1966 trieb die Universität die Umnutzung von bestehenden Gebäuden energisch voran: Exemplarisch seien das ehemalige Palais Boisserée und das Großherzogliche Palais am Karlsplatz, die – einst zum Abbruch vorgesehenen – Großbauten des Landgerichts in der Seminarstraße und des Jesuitenkollegs in der Kettengasse genannt. Man war zwar bei den Umbauten des Altbestands – aus heutiger Sicht – alles andere als zimperlich, aber die Sanierungsleistung fand auch bei den Kritikern viel Anerkennung. Riedl lobte die Universität 1973 „als stadtbildpflegende Institution erster Ordnung“ und sprach von einer „Wiedergutmachung“ für die schweren Eingriffe, die sie der Altstadt zugefügt habe.

Wie lautet das Resümee zur Kernfrage von 1956 und 1966: Kann die Universität in der Altstadt bleiben, ohne diese zu zerstören? Sie konnte, weil sie in einem von heftigen Auseinandersetzungen be-

gleiteten zwanzigjährigen Prozess von den öffentlich nicht akzeptierten funktionalistischen Neuerungskonzepten der Sechziger Jahre abrückte und alternative Lösungen im Bestand entwickelte und umsetzte.

Die Probleme der Universität, ein moderner expandierender Großbetrieb mit Exzellenzstatus, sind nach wie vor gegeben. Man darf gespannt sein, wie sie in Zukunft damit umgeht.

Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, gehalten auf der Tagung „Stadt und Hochschulen“ des Forum Stadt e.V. am 9. Juni 2016.

### Literatur und Archivalien

Annette Krämer: Die bauliche Entwicklung der Universität seit 1803, in: Die Gebäude der Universität Heidelberg, hg. v. Peter Anselm Riedl, Heidelberg 1987, Bd. 1, S. 5–47, Bd. 2, S. 1–13.

Peter Anselm Riedl: Heidelberger Altstadt und Universität, in: Ruperto Carola, Heft 52, 1973, S. 80.

Jochen Goetze: Altstadterneuerung in Heidelberg – 3 Gutachten, in: Bauwelt, 61. Jg., 1970, S. 1226–1237.

Universitätsbauamt (Hg.), Denkschrift: Die Universität Heidelberg in der Altstadt, Heidelberg 1961.

Wolfgang Kunkel: Denkschrift über die Raumverhältnisse und Bauvorhaben der Universität Heidelberg, Heidelberg 1954.

Landesamt für Denkmalpflege, Objektakten. Stadtplanungsamt Heidelberg, Archiv.

Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau, Bestand Gutbrod.

Universitätsbauamt Heidelberg, Archiv.

Universitätsarchiv Heidelberg, UAH B-5011/4,5,7.

**Dr. Melanie Mertens**

*Landesamt für Denkmalpflege im*

*Regierungspräsidium Stuttgart*

*Dienstsitz Karlsruhe*

11 Wissenschaftlich-Theologisches Seminar, Entwurfsmodell des Universitätsbauamts 1971. Im Vordergrund die Fassade zur Kisselgasse.

